

Hendrik Konzok

„DIE AUFTRENNUNG DER WIRKLICHKEIT“

DANIEL DAHM ÜBER ETHNOLOGIE, TRANSDIZIPLINARITÄT, GRUNDEINKOMMEN UND PLURALE ÖKONOMIE

Daniel Dahm arbeitet an der Entwicklung und Implementierung Neuer Wohlstandsmodelle und nachhaltiger Sozioökonomien, zur Wechselbeziehung zwischen Unterschiedlichkeit und Lebendigkeit und dem Mensch Natur Verhältniss. Im Moment ist er Fellow des Natural History Museums in London und auch als Lehrender am Imperial College tätig.

Du hast Geographie, Ethnologie und Botanik in Köln studiert. Eine nicht alltägliche Kombination. Wie bist Du darauf gekommen und bist Du schon mit der Berufsvorstellung Wissenschaftler in das Studium gegangen?

Ich wollte ursprünglich Künstler werden. In den siebziger und achtziger Jahren bin ich in der Punkrock, Freak und Hippieszene aufgewachsen. Gleichzeitig wurde Ende der siebziger Jahre über den sauren Regen und die verseuchten Flüsse eine Art Umweltbewusstsein deutlicher und es gab eine intensivere Auseinandersetzung damit. Das hat mich alles geprägt. Ursprünglich wollte ich aber Planetologie werden. Ich hätte gerne mit Außerirdischen gesprochen, andere Planeten erforscht. Unter Anderem habe ich dann auf einer Reise nach Nepal gemerkt, dass es völlig andere Auffassungen von Leben und Wohlstand in anderen Gesellschaften gibt. Daraus resultierte ein Bedürfnis zu erfahren, wie unterschiedlich selbst Menschen sind und was für unterschiedliche Mensch Natur Verhältnisse es gibt. Wie daraus auch unterschiedliche Lebensstile entstehen können. Ebenso hatte ich aber das Bedürfnis nach Sinnlichkeit. Daraus resultierte dann die Planetologie der Erde, das ist die Geographie, verbunden mit der Völkerkunde, die sich ja mit der Relativität von verschiedenen Lebensstilen beschäftigt, und die Botanik als sinnliche, ökologische, naturwissenschaftliche Kategorie, wo man mit lebenden Organismen zu tun hat.

Vom Himalaja wieder an die Uni ist es dann doch wieder ein großer Schritt. Gab es Zukunftsangst, aufgrund der Fächerwahl?

Also die Arbeitslosigkeitsdramatik war im Grunde genommen Anfang der Neunziger ähnlich hoch wie heute. In mancher Hinsicht war es vielleicht noch größere Panikmache, weil man sich noch nicht daran gewöhnt hatte. Damals hieß es: „Oh Gott, oh Gott, ihr werdet alle arbeitslos.“ Jetzt heißt es schon: „Oh Gott, oh Gott, ihr seid alle arbeitslos.“ Ich hatte aber nie wirkliche Existenzängste und bin da recht

angstfrei rangegangen. Ich wusste immer, dass ich Wege in dieser Welt finden werde, um mich durchzusetzen. Die Angstebene ist eigentlich erst später dazu gekommen. Die habe ich erst Anfang, Mitte Dreißig erfahren. Also nachdem ich ein Studium abgeschlossen hatte und auf einmal feststellte, verdammte Scheiße, ich kann mich strukturell hier kaum durchsetzen und es gibt Dinge, die haben nicht mehr viel mit Begabung zu tun, sondern mit Kraft mehr als ich alleine habe. Und das war mir mit Anfang zwanzig nicht klar.

Kannst Du denn eine Quintessenz aus deinem Ethnologie-Studium ziehen, was Du daraus mitgenommen, gelernt hast?

Ja, ich habe daraus mitgenommen, dass ich einige sehr nette Leute, nette Studenten kennen gelernt habe, mit denen ich heute immer noch sehr engen Kontakt habe. Ich habe eine ganz tolle Dozentin gehabt, das war die Frau Doktor Hortense Reintjens Anwari. Teilweise hatte ich auch sonst sehr originelle, freakige und grenzgängerische Dozenten ... und ein idiotisches Fach.

Ethnologie?

Ja, ein idiotisches Fach.

Warum?

Weil die Ethnologie sich für mich, aus meiner Sicht... also ich liebe dieses Fach einerseits, andererseits, wissenschaftlich betrachtet, ist die Ethnologie, zumindest so wie ich sie erfahren habe, wie sie mir gegenüber kommuniziert wurde, in den letzten Jahren einen unwahrscheinlich engen Weg gegangen. Sie hat nämlich den Versuch gemacht, über eine Komplexität an Theoriemodellen und an wissenschaftlichen Denkmustern und verzweifelten Begründungsversuchen eine Art wissenschaftliche Schärfe zu erreichen, wie sie z. B. Naturwissenschaften für sich in Anspruch nehmen. Das ist überhaupt nicht angemessen.

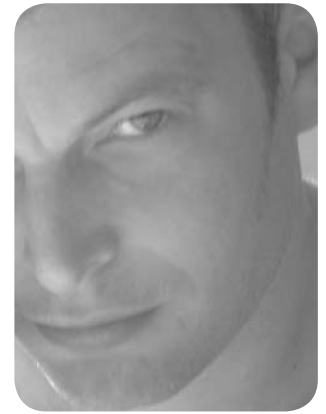
Die Komplexität menschlichen Zusammenlebens lässt sich nicht reduzieren?

Sie lässt sich auf keinen Fall reduzieren. Das würde sogar zum Verlust dessen führen, worum es überhaupt geht.

Und Ethnologie reduziert?

In der Ethnologie sind Menschen, Lehrende, wie in allen anderen Wissenschaften auch. Diese sind einem Wissen

„Ethnologie hat mehr als andere Wissenschaften den Anspruch und das Potential zur Transdisziplinarität. Das heißt Disziplinen zusammen zu führen und sich über die Grenzen der Wissenschaft hinaus auf die praktische Lebenswelt zu beziehen.“



Daniel Dahm

schaftsbetrieb ausgesetzt. Dieser Betrieb verlangt Exaktheit, verlangt idealerweise Beweisbarkeit. Wobei wir doch eigentlich wissen, dass nichts beweisbar ist. Aber die Ethnologie, als eine hochgradig relativistische Wissenschaft eine Wissenschaft, die sich in einem Bereich befindet, wo man sich jenseits jeglichen Wahrheits oder Absolutheitsanspruchs bewegt hat versucht, sich dieser wissenschaftlichen Landschaft anzupassen und eine Art wissenschaftliche Härte, eine methodische Schärfe zu erschaffen. Ich kenne unwahrscheinlich viele begabte Ethnologen, Ethnologiestudenten, die im Rahmen ihres Studiums unwahrscheinlich eng geführt wurden. Viele von denen sind allerdings auch schon zu eng reingekommen. Es gibt auch viele Ethno Romantiker, was im Prinzip so etwas ist wie Öko Spiesser. Das sind Leute, die gehen mit normativen Vorstellungen in die Welt und sagen alles Andere ist besser, hier ist alles scheiße. Das ist genau so eine Engführung. Die meisten Menschen neigen dazu, zu reduzieren. Die Ethnologie versucht zwischen Völkern zu unterscheiden und erzeugt so eine Unterscheidungsgenauigkeit, eine Schärfe. Das ist aber so wie die Frage danach, wo ein Wald; oder wo ein Ökosystem aufhört. Das heißt, alle Vorstellungen von prozessualen Übergängen werden auch in der Ethnologie versucht durch lineare, kognitive Schärfe aufzutrennen, und das ist die Auftrennung der Wirklichkeit. Deren Relativität, sozusagen die Vielheit der Wahrheit, wird in der Ethnologie zu wenig gelehrt. Statt dessen versucht die Ethnologie sich mit Identifizierung und Beschreibung unterschiedlicher Kulturen und schöpft so ihr großes Potential nicht aus.

Wo liegt denn das Potential der Ethnologie? Welche Perspektive sollte sie einnehmen?

Ich bin natürlich kein Ethnologe, insofern würde mir natürlich jeder den Hals umdrehen, wenn ich etwas anderes behaupten würde. Die Ethnologie hat mehr als andere Wissenschaften den Anspruch und das Potential zur Transdisziplinarität. Das heißt Disziplinen zusammen zu führen und sich über die Grenzen der Wissenschaft hinaus auf die praktische Lebenswelt zu beziehen. Wenn die Ethnologie das nicht leistet, wird sie ihrem eigenen intrinsischen Anspruch nicht gerecht. Die Ethnologie kann ohne Lebensnähe keine vernünftige Wissenschaft sein. Genauso bedeutet es für mich, dass die Ethnologie sich unbedingt viel stärker mit dem dialogischen Prozess zwischen Kulturen und zwischen ethnischen Gruppen befassen muss, als mit der Fixierung

auf einzelne kulturelle Phänomene. Das heißt, mit der prozessualen Dynamik, mit dem evolutiven Prozess von Kultur. Hier kommen dann so Begriffe wie der der Performanz ins Spiel. Wie sich natürliche und kulturelle Welt durchdringen, und wie sich diese Sphären wechselseitig bedingen und verändern. Das ist elementar, wenn die Ethnologie sich nicht damit begnügen will, eine Art artifizielle Hobbyübung zu sein.

Deine Diplomarbeit handelte von den Zusammenhängen zwischen Wohlstandsvorstellungen, Wirtschaftsstrategien und Desertifikation in Gambia. Wohlstandsvorstellungen spielen ja auch in deiner jüngsten Forschung eine Rolle. Welche Erkenntnisse über Wohlstandsvorstellungen liegen dem zugrunde und welchen Teil hat deine Forschung in Gambia dazu beigetragen?

Ich wollte immer in Westafrika arbeiten, obwohl ich zu Beginn meines Studiums nie in Westafrika war. Das war irgendwie ein romantisches Ziel. Ich wollte dort über einen Kulturvergleich arbeiten, über den Vergleich zwischen westlich europäischen und westafrikanischen Wertevorstellungen. Meine Diplomarbeit war wesentlich befruchtet durch das Verhältnis von Haben zu Sein, immateriellem und materiellem Wohlstand. Ich habe damals im Prinzip eine Thematik aufgerissen, was mir noch gar nicht klar war, die eigentlich tiefgreifend in die Wissenschaftstheorie hinein reicht. Nämlich, in welchem Zusammenhang die immateriellen Dimensionen die kulturellen Dimensionen zu den materiellen Dimensionen dieser Welt stehen, und in welcher Weise das Ganze über die Ideenwelt der Menschen vermittelt wird, über deren Wohlstandsvorstellung. Was macht Menschen reich, was macht sie arm?

Damals wurde mir gesagt, dieses Thema wäre keines der Geographie. Die analytische disziplinübergreifende Koppelung indem ich sagte, Landschaftszerstörungen, Umweltschäden, Desertifikation wären wesentlich durch Wohlstandsvorstellungen, Wertevorstellungen von Menschen verursacht war Ende der neunziger Jahre in der Geographie eigentlich ein „No Go“. Das eine gehörte zur physischen Geographie und das andere zur Kulturgeographie und Wirtschaftsgeographie. Diese Verbindung war eigentlich nicht erlaubt, genau wie während meines Studiums die Verbindung von Botanik und Ethnologie in den Nebenfächern von den meisten meinen Professoren kritisiert wurde.

Wenn transdisziplinäres Denken immer wichtiger wird, oder schon immer wichtig war, warum werden dann Universitäten immer mehr nach Effektivitätskriterien beurteilt? Schneller studieren, studieren was der Markt braucht? Warum haben wir es so eilig?

Du machst jetzt einen Sprung. Ich werde versuchen, die Lücke zu schließen. Mit der ganzen Sustainability Bewegung, der Bewegung der Globalisierungskritiker, gab es zu gleich eine massive Bewegung der Kulturkritik im Bereich der Nachhaltigkeitsforschung, Sustainability, Ökologie. Diese Kulturkritik war zugleich eine Wissenschaftskritik. Ende der neunziger Jahre passierte dann etwas, auch mit der Ökologie und Nachhaltigkeitsbewegung: Der neue Markt schoss in die Höhe. Es gab auf einmal so dieses Gefühl der Allmachbarkeit. Die Effizienz, die Technologie hat sich einfach unglaublich multipliziert. Der globale Zirkelschluss, den wir ja auch im Bereich der Ökologiebewegung als einen ökologischen Zirkelschluss vollzogen hatten, wurde zu einem ökonomischen Zirkelschluss. Globalisierung war auf einmal ökonomisch. Der Glaube, die Lösungen für Probleme über bereits bestehende, und nur zu verfeinernde Tools zu haben, spiegelte sich auf allen Ebenen wider, auch im Akademischen. Die Zuwendung zum Verfügungswissen, zum instrumentellen Wissen, mit tels wissenschaftlicher denkerischer und disziplinärer Trennung über den absoluten Experten war ein Schritt, die bestehenden systemischen Eigenschaften gar nicht mehr aufbrechen zu wollen, sondern sich zunächst damit abzufinden. Die Orientierungsfrage wurde seltener gestellt.

Liegt das Problem des Expertentums in der Spezialisierung der Sprache? Sind also Naturwissenschaftler und Geisteswissenschaftler näher zusammen als sie denken, ihnen fehlt nur der gemeinsame Fokus, eine gemeinsame Sprache?

Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften sind in einem gemeinsamen Konflikt. Wir haben es mit einem tiefen erkenntnistheoretischen Bruch zu tun. Dieser Bruch äußert sich in unserer Wirklichkeit durch die ökologische Krise. Das spiegelt sich in der Sprache der Wissenschaft wieder. Wir haben das Problem, dass wir in den Wissenschaften weiterhin den Anspruch haben, unsere Welt wirklich vernünftig erklären zu wollen. Der globale ökologische und ökonomische Zirkelschluss hat uns mit Ursache und Wirkung so dicht konfrontiert und hochkomplex abhängig gemacht, dass wir vor einer unglaublich großen Unübersichtlichkeit stehen. Die Wissenschaften, besonders die, die sich um eine definitorische, analytische Schärfe bemühen, sind panisch, dass sie die Welt nicht mehr beschreiben können. Dieser erkenntnistheoretische Bruch zieht sich durch alle Wissenschaften und schließlich durch die Sprachen. Insofern ist also Naturwissenschaft nichts anderes als eine kulturelle Ausprägung der Beschreibung des Mensch Natur Verhältnisses. Umgekehrt sind die Kulturwissenschaften nichts anderes als eine virtuelle Welt, die sich aus einer doch naturgebundenen, biologischen, physischen Existenz erzeugt. Es gibt eine untrennbare Verbindung von materieller

Die Potsdamer Denkschrift wurde in den programmatischen Teil der Global Marshall Plan Initiative aufgenommen. Die Denkschrift lässt sich im Internet herunterladen und ist hiermit als Lektüre empfohlen. Nicht vergessen: man muss sie nicht verstehen.

und immaterieller Dimension unserer Wirklichkeit. Über Kultur manifestieren wir Natur. Und Naturveränderung transformiert Kultur. Hier treten die Wissenschaften in ein gemeinsames Feld ein, in dem die alte disziplinäre Auftrennung, streng genommen, überhaupt nicht mehr möglich ist. Dazu ist die Sprache aber leider noch nicht vorhanden.

Du hast mit Hans-Peter Dürr, einem Quantenphysiker, und Rudolf Prinz zur Lippe, Philosophieprofessor der Lebensformen und Ästhetik, das Potsdamer Manifest und in längerer Fassung die Potsdamer Denkschrift verfasst. Sie soll an das Russell-Einstein-Manifest aus dem Jahr 1955 anknüpfen. Wir sollen also anders denken, anders handeln, anders leben? Und das nicht zuletzt aufgrund der Quantenphysik?

Im Manifest von Russel und Einstein stand ein Satz der lautete: „We have to learn to think in a new way.“ Da war dann die Frage, was das denn eigentlich heißen soll. Dieses neue Denken ist dort nicht genauer ausgeführt. Es geht in der Potsdamer Denkschrift um einen Brückenschlag zwischen Quantenphysik, Ökologie und Philosophie. Es geht um die prinzipielle Unschärfe der lebendigen Welt, um ihre Nicht-Wissbarkeit. Das Interessante ist, dass die Grundprinzipien von Lebendigkeit und Kreativität eben auf Unterschiedlichkeit und dynamischer Interaktion beruhen. Und das bedeutet schließendlich eine strukturelle, eine prinzipielle Offenheit: Zukunftsoffenheit, Raumoffenheit nach Innen wie nach Außen, in der die Ökologie ihren (kulturellen) Spiegel in der Quantenphysik findet. Da steht im Grunde genommen nichts anderes drin, als dass die Grundprinzipien, die wir in der Ökologie, in unserem eigenen Erleben mitbekommen können, in der Quantenphysik wieder zu finden sind – und damit in einer der grundlegendsten Naturwissenschaften, zum atomaren und subatomaren Mikrokosmos. Das führt in eine tiefgreifende Untrennbarkeit einer geistigen und einer materiellen Wirklichkeit. Insofern ist der Name „Manifest“ eigentlich falsch, denn er vermittelt den Eindruck, es handele sich um etwas manifestes, also um etwas, was man „in die Hand nehmen kann“. Das ist auch das, was den meisten Menschen aufstößt, nämlich, dass sie den Eindruck haben, es nicht zu verstehen. Das ist aber völlig richtig, es ist nicht zu verstehen.

Wo kann man denn diese Gedanken in die Realität einbauen, wenn man sie schon nicht verstehen kann?

Im hinteren Teil der Denkschrift sind ja schon sehr klare, qualitative Richtlinien drin, z.B. was Gemeinschaftsgüter, Dezentralisierungsstrategien, was Ökonomie und die Rolle der Zivilgesellschaft und von Kultur betrifft. Jetzt lautet eigentlich die Frage, die du gerade stellst: Wie lässt sich die Wirklichkeit auf die Realität runterbrechen? Es bedeutet zunächst einmal, dass ich mich erstmal von der Einschränkung des Absoluten verabschiede. Das heißt, dass wir uns davon verabschieden, dass wir in angebliche Sachzwänge eingebunden sind. Als gäbe es keine Alternativen zu einer konkurrenzgesteuerten Ökonomie, von der wir

wissen, aus anderen kulturellen Zusammenhängen, dass es solche gibt – erstens. Zweitens erfahren wir in unserem alltäglichen und privaten Leben, dass es durch ein ganz breites Spektrum von Dimensionen geprägt ist, die eben nicht primär durch Wettbewerb geprägt sind. Dann wundert man sich, warum die Naturwissenschaften argumentieren, dass „survival of the fittest“ gleich dem Überleben des Konkurrenzstärksten wäre. Das ist eine eindimensionale Deutung der Naturerfahrung, der Naturbetrachtung. Wir könnten den Fokus auch auf Kooperation legen. Das zeigt auch, dass wir in dieser Welt eine viel höhere Dimensionalität erfahren, als wir sie über unsere bisherigen Beschreibungsmuster wiedergeben. Über diese Beschreibungsmuster kommen wir in einen Konflikt hinein, nämlich, dass wir ihnen eine Absolutheit zugestehen und über diese Absolutheit in alternative Handlungsmuster hineingeraten. Unsere Zukunft und unsere Handlungsräume sind wesentlich offener, als wir uns das im Moment vorstellen.

Die Denkschrift ist kapitalismuskritisch, aber nicht antikapitalistisch oder? Jedenfalls kommt das Prinzip Wettbewerb vor.

Ja, natürlich. Wettbewerb ist ja auch nicht prinzipiell etwas Negatives. Wettbewerb ist nur dann negativ, wenn er in ein Negativ-Summen-Spiel mündet. Bei einem Mensch-gegen-dich-nicht-Spiel zum Beispiel gibt es Gewinner und Verlierer auf dem Spielbrett, aber im Spiel sind alle Gewinner, denn alle hatten ein gutes Spiel. Insofern ist Wettbewerb ein Prinzip, bei dem sich Menschen aneinander hochspielen können. Wenn allerdings das Ergebnis bei einem Spiel wäre, dass von vier Mitspielern drei danach dauerhaft im Arsch sind und das Spiel nicht mehr spielen können, dann wird sich dieses Spiel nicht durchsetzen. Es geht um die treibende und stärkende Kraft von Wettbewerb. Genauso bedeutet es deshalb nicht, dass man die monetäre Wirtschaft und die bestehende Ökonomie zerstören muss, sondern es bedeutet vielmehr eine Pluralisierung ökonomischer Strategien, die sich dann komplementär ergänzen und stärken können.

Götz Werner (dm-Gründer) füllt derzeit in Deutschland die Hallen mit seinem Konzept zum bedingungslosen Grundeinkommen. Der Philosoph Frithjof Bergman fliegt mit seinem Lösungsvorschlag für eine moderne Arbeitsgesellschaft von einem Staatschef zum nächsten. Sogar ein CDU-Ministerpräsident spricht sich für ein Grundeinkommen aus. Sind das die ersten Schritte in eine plurale Ökonomie, dass Arbeit und Einkommen getrennt werden?

Es geht zunächst darum festzustellen, dass jeder Mensch in dieser Welt ein gleiches und gemeinsames Recht auf Unterschiedlichkeit und Lebendigkeit hat. Daraus resultiert eine gemeinsame Verantwortung allen Menschen gleichberechtigte Lebensvoraussetzungen und Entwicklungsbedingungen einzuräumen. Die Grundidee der Aufklärung war, die Menschen von den automatisierbaren, sozusagen menschen unwürdigen Wirtschaftstätigkeiten zu befreien. Statt dessen haben wir heute eine Wirtschaft erzeugt, die ständig ihren Produktivitätszwang auf eine höhere Belastung von Natur, Menschen und menschlicher Arbeitsleistung umlegt. Insofern ist die Idee des Grundeinkommens damit verknüpft, zunächst eine Sicherung der Grundbedingungen

des Alltagslebens für alle Menschen zu gewährleisten, damit sie ihre eigenen Potentiale entfalten können. Wir werden bei den steigenden Produktivitäten immer weiter in diese Richtung kommen. Das ist sozusagen eine fast zwingend logische Entwicklung. Ich halte es für einen zentralen Schritt in eine plurale Ökonomie. Es ist aber auch ein Zwischenschritt, der uns vorwärts bringt, aber nicht ausreicht. Ich halte es sozusagen für ein Übergangsmodell.

Wie soll man sich eine Pluralisierung der Ökonomie vorstellen?

Die geldgesteuerte kapitalistische Marktwirtschaft hat natürlich nicht nur Nachteile. Es kommt zum Beispiel zu einer internationalen Arbeitsteilung. Ebenso zur internationalen Verteilung von Gütern, die sonst nicht überall verfügbar wären. Der Nachteil ist, dass der Frieden unter den Menschen und das ökologische Gleichgewicht der Erde massiv in Gefahr geraten. Die Zukunft der Ökonomie liegt darin, die unterschiedlichen wirtschaftlichen Strategien miteinander zu koppeln und eben nicht auf die Vorteile einer internationalen Arbeitsteilung und einer kapitalgesteuerten Marktwirtschaft zu verzichten, sondern sie von ihren Nachteilen zu befreien. Das bedeutet, sie nicht als alleiniges Wirtschaftssystem gelten zu lassen. Sie also nur für die Bereiche, wo sie nützlich ist, ins Geschirr zu nehmen und sie mit lokalen, regionalen Austauschprozessen zu ergänzen. Das Hauptgewicht einer zukünftigen Weltwirtschaftsordnung muss auf einer Vielfalt lokal angepasster Ökonomien, die sich irgendwo zwischen Selbstversorgung und Marktökonomie, zwischen Individual- und Gemeinschaftsorientierung bewegen, basieren. Diese werden dann angereichert durch eine international agierende Marktökonomie, die uns einen Markt bietet, der für alle Beteiligten zu Gewinn führt und auf der Grundlage von Vertrauen aufgebaut ist.

Daniel Dahm empfiehlt:

Filme:

The Life Aquatic with Steve Zissou (2004)

Directed by Wes Anderson

The Straight Story (1999)

Directed by David Lynch

The Last King of Scotland (2006)

Directed by Kevin Macdonald

Bücher:

Bach, Richard & Eva Bornemann 1987. Illusionen: die Abenteuer eines Messias wider Willen. Frankfurt a. M.: Ullstein.

Chatwin, Bruce & Anna Kamp 2004. Traumpfade: Roman. München: Süddeutsche Zeitung.

Global Marshall Plan Initiative (Hrsg.) 2004. Welt in Balance. Zukunftschance Ökosoziale Marktwirtschaft. Hamburg: GMP Initiative.

Hendrik Konzok studiert Politikwissenschaft, Ethnologie und Kunstgeschichte in Halle. Er führte das Interview mit Dr. J. Daniel Dahm am 26.01.2007. Es ist in stark gekürzter Form wiedergegeben.